

Johann Michael Sailer

nach seinen Briefen

Von HUBERT BECHER S.J.

Die deutsche Kirchengeschichte des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts ist noch weithin unbekannt. Sie ist auch besonders schwierig.¹ Denn in diesen 40—50 Jahren vollzog sich eine Wende der religiösen Auffassung. Indem das Bestreben, die Natur hervorzuheben und auch das Christentum vor der Natur, das heißt vor Verstand (Aufklärung) und Gemüt (Empfindsamkeit, Pietismus) zu rechtfertigen, zu einem Ende kommt, erwacht wieder der Sinn für Übernatur, Offenbarung und Glaube. In buntem Gemisch stehen nebeneinander Männer der natürlichen Religion, der „alles demonstrierenwollenden“ Philosophie, eines „erleuchteten“ Christentums und ihre Gegner, die den alten Glauben verteidigen: Gefühlsgläubige, Männer, die auf „innerlicher“ oder „vernunftgemäßer“ Grundlage den Konfessionalismus zu überwinden suchen neben Männern, die aus der Innigkeit des Herzens die katholische Kirche wieder erneuern; Männer, die ihren Naturalismus überwunden haben und das Heil in der alten Kirche sehen und nun diese Kirche vor aller Ansteckung durch die verschiedenen Spielarten des Naturalismus bewahren wollen. Die wilden Ereignisse der französischen Revolution und der napoleonischen Wirren, die ästhetische Goethezeit, die Romantik, die philosophischen Systeme von Kant bis Hegel wirken sich auch auf religiösem Gebiet aus. Es ist damals schwierig gewesen und auch heute nicht leicht, Anschauungen jener Tage genau zu erkennen. Denn die Zeitgenossen sprechen sich in Worten mit verschiedenem Sinn oder doch mit verschiedener Färbung aus. Nicht wenige streben aus eigener Unsicherheit zur Klarheit; andere suchen ebenso sehr ihre wahre Meinung zu verschleiern, um den Angriffen zu begegnen oder um leichter Anhänger zu gewinnen.

Zu den bedeutendsten geistlichen Persönlichkeiten dieser Zeit gehörte Johann Michael Sailer (1751—1832). Er war Jesuitennovize in Landsberg, wurde als Illuminat von seinem Lehrstuhl in Dillingen vertrieben, als Obskuranter in Landshut bekämpft. Als Bischof von Regensburg ist er 1832 gestorben. Er stand mit fast allen Strebungen der Zeit in Verbindung. Darum ist es kein Wunder, daß sein Bild im Urteil einer Nachwelt, die wieder einen festen kirchlichen Standpunkt gewonnen hatte, schwankte und bis zum heutigen Tag schwankt. In der Gegenwart kann man jedoch von einer „Sailer-Renaissance“ sprechen, und es wäre des Nachsinnens wert, aus welchen Voraussetzungen Sailer für uns Hochbild und Vorbild genannt werden kann.

Hubert Schiel, dessen wissenschaftliches Bemühen besonders der Sailerzeit gilt, hat über Lavater und andere vorzügliche Studien geschrieben und 1948 ein Leben Sailers veröffentlicht; er gibt jetzt als zweiten Band seiner Sailer-

¹ Vgl. auch P. Lippert S.J., Johann Michael Sailer, diese Zeitschrift, Bd. 123 (Mai 1932), S. 73—85.

biographie eine große Auswahl von dessen Briefen heraus.² Sie alle zu veröffentlichen, erlaubte die Ungunst der Zeit nicht. Er versichert jedoch, nichts zurückgehalten zu haben, was irgendwie von Bedeutung für Sailer und für seinen Kreis sei. Leider ist, wie er beklagen muß, ein großer Teil der Briefe verloren gegangen. Nichtsdestoweniger gewinnt der Leser die Überzeugung, daß uns der ganze Sailer in den veröffentlichten Stücken entgegentritt und daß nichts verborgen bleibt, was unser Urteil irgendwie ändern könnte. Die Wissenschaft wird es außerdem dankbar begrüßen, daß Schiel durch ausführliche Anmerkungen zu den einzelnen Briefen, durch das Verzeichnis der Sailerschen Reisen, der Fundorte der Briefe, der Briefempfänger (mit gewissenhaften Bemerkungen, bei denen allerdings hie und da die geistige Richtung der Persönlichkeiten genauer hätte angegeben werden können), durch sorgfältige Listen des Schrifttums von und über Sailer, schließlich durch ein vollständiges Personen- und Ortsregister zu Band 1 und 2 sein Werk für die Forschung vollendet hat.

Das Briefwerk Sailers bedeutet für die Forschung viel. Dank der Mittelpunktstellung des Schreibers, der sich als friedfertige und allseitige Natur, um vorläufig so den Charakter Sailers zu umschreiben, mit allen geistigen und ungeistigen Erscheinungen seiner Zeit in Beziehung setzte, gewinnt man ein wahrhaftiges und unmittelbares Bild jener verworrenen Jahrzehnte. Es ist insofern ein aufrichtiges Bild, als nirgends der Verdacht aufsteigen kann, Sailer gebe sich anders, als er wirklich ist. So spiegelt sich auch die Zeit in seiner Auffassung und ist genauer und klarer zu erkennen, als in Schriften, die eine gewisse Absicht verfolgen. Freilich ist es eben doch das Zeitbild, wie Sailer es hatte. Der Geschichtsforscher wird es durch andere Bilder ergänzen müssen, wobei ihm zu wünschen ist, daß er solche finde, die sich in einem ebenso reinen, wenn auch immer nur teilweise erkennenden Auge spiegeln.

Aus dem Briefwerk tritt Sailer als lautere Nathanaelseele hervor. Auch wenn er irgendwie geirrt hätte, er hat es immer redlich, ehrlich, demütig, herzlich gemeint. Gewiß kann er auch klug sein, kann raten, das arglose Herz zu verbergen, und kann so handeln. Er tut es, weil Falschheit um ihn ist, weil er vielfach die Erfahrung gemacht hat, daß man mißverstehen *will*, daß einseitiges Eiferertum ihn für sich gewinnen oder ihn verurteilen, vernichten will. Er tut es, weil er merken mußte, wie Blindheit und ungeläuterte Frömmigkeit sein Wort mißbrauchen und in ihm eine Stütze suchen, die er nicht geben kann. Darum mahnt er auch seine Freunde, in Wort und Schrift vorsichtig zu sein. Er rät ihnen an, seine Briefe zu verbrennen, wie er es mit den ihrigen tue, damit die geistlichen Anliegen nicht unberufene Leser finden. Einzelne Worte und Wendungen mag er auch in der ausdrück-

² Johann Michael Sailer, Briefe. Herausgegeben von *Hubert Schiel*. (719 S.) Regensburg 1952, Friedrich Pustet. Geb. DM 35.—.

lichen Absicht schreiben, um einen bestimmten Eindruck zu machen, so, wenn er sich in einem Schreiben an Papst Pius VI. „*extinctae Societatis (Jesu) membrum*“ nennt, „ein Glied der ausgelöschten Gesellschaft (Jesu)“. Abgesehen von wenigen Schriftstücken, die amtlichen und gemessenen Charakter tragen, schreibt Sailer immer als ganz schlichter Mensch, in dem persönliches Empfinden, Wissen, Erfahrung, Würde eins geworden sind und sich gegenseitig nicht stören. Dies alles spricht für den Verfasser und läßt ihn als eine edle Persönlichkeit erkennen.

Eine eigentliche Entwicklung ist in Sailer nicht wahrzunehmen. Weder seine Auffassungen noch sein Wesen scheinen eine größere Wandlung durchgemacht zu haben. „Kindlich und männlich“ (Brief 160) ist sein Wahl-spruch, und das gleiche rät er seinen Freunden. Gewiß bemerken wir gegen Ende seines Lebens, von den letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit in Landshut angefangen, eine größere Klarheit der Begriffe. Gewisse zärtliche und gefühlsbetonte Ausdrücke finden sich nicht mehr, sei es, daß der Strom der Empfindungen verhaltener wird, sei es, daß er Worte (wie Mystik), die durch Mißbrauch verdächtig geworden sind, nicht mehr gebraucht. Auch seine Bischofswürde und der Abstand der Altersreife bringen eine gewisse Gehaltenheit, die sich aber auch in diesen Jahren weniger zeigt, wenn er Freundschaftsbriefe wechselt, in denen sein und seiner Freunde ganzes Leben zusammengefaßt erscheint.

Die Jahre des Noviziates von Landsberg und seine Zugehörigkeit zum Jesuitenorden hat Sailer nicht vergessen. Zwar ist kaum erkennbar, inwieweit sich hier sein Wesen geistlich gebildet hat. Vielleicht aber kann man doch seine Gebets- und Betrachtungsweise (Brief 349 Anlage) auf diese Zeit zurückführen. Es ist bekannt, daß die Gesellschaft Jesu unter dem Druck der Verfolgungen und unter dem Einfluß ihres letzten Generals Ricci ein besonders inniges Gebetsleben pflegte und lehrte. So mag es sein, daß er hier eine Lebensrichtung empfing oder stärker ausprägte. Mit seinen ehemaligen Mitnovizen blieb er in enger und freundschaftlichster Verbindung. Auch mit denen, die später andere Wege gingen, wie Karl Leonhard Reinhold, Novize in Wien und später Schwiegersohn Wielands, stand er in Beziehung. Dem Orden als Ganzem gab er das Zeugnis, daß die Obern, von Menschlichkeiten abgesehen, redliche Absichten hatten, für Gott zu arbeiten. Das sei ihm ebenso gewiß, wie daß seine Mutter keine Landbetrügerin und Fürstenhure gewesen sei (Brief 8). Mit den älteren Patres und Exjesuiten jedoch steht er im allgemeinen nicht in besonders freundlichem Verhältnis. Von Benedikt Stattler, den er anfangs verehrte und schätzte, trennte er sich später, wohl, da ihm dessen rationalistische Theologie nicht lag. Es ist begreiflich und auch nicht unberechtigt, wenn er die ihm feindseligen Exjesuiten von Augsburg, die nach Aufhebung des Ordens in einen im ganzen wenig fruchtbaren Integralismus und in eine allzu parteiische Opposition geraten waren, nicht schätzte und ihre Tätigkeit für ein Unglück der Kirche

hielt.³ Doch will er später nichts mit jenen zu tun haben, die den „Jesuitismus“ bekämpfen.

Schon aus dieser Stellungnahme läßt sich folgern, daß Sailer nichts von einem kämpferischen, dogmatisch lehrhaften Wesen hatte. Seine Richtung ist die der tiefen Innerlichkeit, die im Gemüt und in einem tiefen Glauben wurzelt. Die Herzensverbindung mit Gott und Christus pflegt er in sich und bildet sie in anderen. Thomas von Kempen, Fénelon und Franz von Sales sind ihm, nach der Heiligen Schrift, besonders des Neuen Testaments, die Hauptnahrung und die Hauptquellen seiner Theologie. Auch im Neuen Testament zieht er die Evangelien und die „unpolemischen“ Briefe den anderen Schriften vor. Er hält, wie viele seiner Zeit, das Urchristentum für die ideale Zeit des Christentums, in der noch nicht Menschenweisheit und Menschenvernunft alles auseinandergelegt und vervielfältigt hatten. Man wird diese Äußerung nur dann recht würdigen, wenn man bedenkt, wie in seiner Zeit das theologische Studium eine positivistische Erudition anstrebt; man denke etwa an die Reformbestrebungen des Fürstabtes Gerbert von St. Blasien. Insbesondere ist Sailer der geschworne Feind jeder Vernunftaufklärung. Die alles demonstrierenwollenden Philosophen, wie Wolff und die *cum eo ululantes*, sind ihm verhaßt. Ebenso wenig hält er von den alles zermalmenden Philosophen und ihren Systemen wie Kant u. a. Dennoch sucht er ihnen gerecht zu werden. Es ist bezeichnend für Sailer, wenn er schreibt, wie er schon mehrere Jahre über Kants Hauptideen brütet und wie er an ihm die Nüchternheit der Vernunft und die Reinheit des Willens anerkennt. Daß er aber die christliche Religion so en bagatelle behandelt, wird ihm zur vornehmsten Idee wider die Kantische Philosophie. So kommt er schließlich dazu, sie abzulehnen. „Am Ende erquicke ich mich an der Idee von Gott, die wir in uns haben und die wahr ist und wahr bleibt; man mag übrigens das Dasein Gottes mit Leibniz demonstrieren oder mit Kant postulieren, oder lieber mit Jacobi und Hemsterbuis durch ein ‚göttlich‘ Leben inne werden“ (Briefe 49, 134).

Sailer lehnt also die Übertreibungen des religiösen Intellektualismus und Rationalismus ab. Daraus kann man noch nicht folgern, daß er gegen jede verstandesmäßige Begründung und Durchleuchtung des Glaubensgutes ist. Als Lehrer der Moral und Pastoral hatte er weniger Gelegenheit, sich mit der genauen Abgrenzung von Glaube und Vernunft zu beschäftigen. Ob sich Sailer überhaupt besondere Gedanken darüber machte? Gerade die Theologie seiner Zeit war sich in dieser Frage nicht klar. Daß Sailer seine Glaubenswelt rein auf das innere Gefühl gestützt hätte, muß mit gutem Grund abgelehnt werden. Schon seine besondere Freundschaft mit seinem dogmatischen Kollegen Zimmer und sein Verhältnis zu dem Aufklärer Jacob Salat scheinen dies zu beweisen. Gerade der Briefwechsel mit Salat

³ Vgl. H. Becher, Der deutsche Primas, Kolmar 1943, S. 154 und siehe auch Index unter Sailer.

zeigt, wie sehr er sich bemühte, ihn von seiner Einseitigkeit abzubringen. Daß er ihm zum Teil recht gab und einige feine, tiefe Blicke (Brief 96) zugute hielt, daß er sich bemühte, ihn immer wieder für das Eigenständige des Christentums zu gewinnen (besonders Brief 212 u. a.), spricht sowohl für seine seelsorgliche Geduld und Liebe, wie für seine eigene Auffassung. Leider hatte er keinen Erfolg (Brief 325). Ebenso spricht der Briefwechsel mit Stattler dafür, daß Sailer die verstandesmäßige Grundlegung des Glaubens nicht ablehnte, wohl aber ein Übermaß an „System“ und Vernunft auf religiösem Gebiet fürchtete.

Dagegen scheint Sailer sich ganz der Frömmigkeit des Herzens geöffnet, die Herzensergießungen geliebt und hier kein Maß gekannt zu haben. Seine Freundschaft mit Protestanten wie Lavater und Claudius, seine Verehrung Zinzendorfs lassen ihn auf den ersten Blick als einen Christen erscheinen, der jenseits der Konfessionen steht. Er war vertraut mit Boos, Goßner, Langenmeyer und anderen Häuptionen der bayerischen, insbesondere der Kemptener Erwecktenbewegung und schien also auch einem falschen Mystizismus nahe zu stehen. Das neu erwachte katholische Leben betrachtete er mit Vorbehalt, stand der Konversion des Grafen Friedrich Leopold Stolberg zunächst recht kühl gegenüber und wollte auch von Friedrich Schlegel nicht viel wissen.

Diese und ähnliche Tatsachen scheinen genugsam das bekannte Gutachten des heiligen Clemens Maria Hofbauer (den er übrigens liebte — Brief 255) und den Argwohn oder wenigstens die Zurückhaltung der bischöflichen und römischen Kreise zu rechtfertigen. Sailer wußte, daß man ihn wegen seiner gemüthhaften Frömmigkeit verdächtigte. Anfangs suchte er sich hier und da zu rechtfertigen. Da er die Nutzlosigkeit solcher Versuche erkannte, ertrug er diese Urteile schweigend. Er bemühte sich vorsichtig, jeden bösen Schein zu vermeiden, und mahnte auch seinen Bekanntenkreis, sich vor allem Anstoß zu hüten. Erst später, vor allem als man ihn für eine kirchliche Würde ins Auge faßte, wie in Köln und dann in Regensburg, verfaßte er einige Glaubensbekenntnisse, die seine kirchliche Haltung dartun sollten. Sonst aber betrachtete er jene Anwürfe als das Kreuz, das ihm zu tragen beschieden sei und das er nicht abschütteln dürfe.

Die Briefe Sailers gestatten nun, mehr als alles andere, ein Urteil über seine Frömmigkeit und seine Geistesrichtung. Zunächst muß man bedenken, daß die ganze Zeit damals einen zärtlichen und einen innigen Briefverkehr pflegte und daß selbst bei Männern Tränen aus innerer Ergriffenheit reichlich flossen, ohne daß jemand daran Anstoß genommen oder sich verwundert hätte.⁴ Sailer, von Natur aus zärtlich und innig veranlagt, erweist sich als Briefschreiber von einem lauterem, kindlichen Gemüt, der ohne Arg die Freundesliebe schenkt und empfängt. Ob es nun Männer oder Frauen

⁴ Vgl. zum Beispiel auch: Briefe der Freunde. Das Zeitalter Goethes im Spiegel der Freundschaft. Herausgegeben von Ernst von Schenk, Stuttgart 1949, Reclam-Verlag.

sind, mit denen er in einem regen Briefverkehr steht und Nachrichten von den kleinen Dingen des Alltags austauscht, immer gibt er sich als aufrichtig liebender und Liebe überströmender Mensch. Er macht weder Halt vor den Kleinen und Armen, denen er begegnet, zum Beispiel vor Dienstleuten und Postillonen, noch vor berühmten Zeitgenossen oder adeligen Damen. Die zahlreichen Briefe, die er mit der Gräfin Eleonore Augusta zu Stolberg-Wernigerode wechselt, geben ein besonders anschauliches Beispiel dieser Liebesfähigkeit und -bedürftigkeit Sailer's. Seine Liebe empfängt natürlich auch, aber wesentlich ist es eine schenkende, mitfühlende Liebe, die alles auf Gott lenkt und in jedem kleinen Begebnis und jedem Gedankeneinfall die Vorsehung Gottes wirksam sieht. Er selbst ist in erster Linie ihr Werkzeug. Diese allgemeine Seelenstimmung muß angesprochen werden, wenn wir Sailer im Briefverkehr mit Menschen beobachten, denen er als katholischer Priester, Universitätslehrer und Bischof, nach den Begriffen unserer Zeit mit größerer Zurückhaltung hätte begegnen sollen.

In erster Linie sind es die Führer des damaligen Erwecktenprotestantismus, wie Lavater, Claudius, Zinzendorf u. a. Was er in ihnen zunächst sieht, ist die gläubige Gesinnung und die Huldigung an Gott, von der er sie aufrichtig beseelt weiß. Er findet in ihnen die Liebe zu Gott und die Liebe zu Christus und läßt sich von ihren Schriften und Gesängen ebenso gern zu Tränen rühren wie von der Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen. Inmitten der geistigen Dürre jenes Jahrhunderts erblickt er in ihnen aufrichtige Zeugen Christi und seiner Gnade. Er hat, wenigstens anfangs, auch kein Arg, davon zu sprechen und die Werke dieser Frommen anderen zu empfehlen. Später wird er vorsichtiger. Aus wahrer Liebe zu ihren Seelen sucht er auch in Lavater und anderen den Glauben zu vertiefen und ermutigt sie, ihr Leid zu tragen, um Gott dadurch zu ehren und sich selbst zu läutern. Solche Gemeinschaft pflegt er; denn er will Vorurteile abbauen, die sich trennend zwischen die Christen drängen, und er will das Ärgernis mindern, das unchristliche Katholiken und veräußerlichte Vorsteher gegeben haben. So begrüßt er auch die Säkularisation, die den Geistlichen als Ersatz für Erdengut, Macht und Ehr' und Schwert und Fürstenblut das Geistlichsein gegeben habe. (Brief 210).

Doch weiß Sailer genau um das Wesen der wahren Kirche und um die Grenzlinsen, die zwischen Katholiken und Nichtkatholiken liegen (Brief 18, 20, 21). Von Lavater etwa schreibt er: „Zwar vom Katholizismus ist er so ferne, als jemand sein kann, das wußte ich längst und glaubte es nie anders; aber dies Fernesein kommt nicht von Verstocktheit, sondern von ehrlicher, jederzeit respektabler Überzeugung her“ (Brief 73). Ähnlich verhält es sich mit Claudius (Brief 204, 208). Von Passavant, dem er voller Liebe und Vertraulichkeit schreibt, sagt er gleichwohl klar und eindeutig, daß sein junges feuriges Genie keinen Sinn für unsere Kirche habe, so daß man ihm den Übertritt verbieten müßte, wenn er ihn wagen sollte (Brief 407).

Wenn also Sailer von einem Haus und vielen Stockwerken spricht (Brief 204), so ist dies von den mannigfachen Wegen zu verstehen, auf denen der barmherzige Gott die Seinen zu sich führt; er denkt nicht daran, den Begriff der alleinseligmachenden Kirche zu erweichen, sondern hält sehr entschlossen an ihm fest. Man tut Sailer unrecht, wenn man ihm seine Vertrautheit mit Nichtkatholiken zum Vorwurf macht.

Schwieriger schien es vor der Veröffentlichung der Briefe zu sein, Sailers Verhältnis zu den katholischen Erwecktenbewegungen zu rechtfertigen. Er nimmt an ihnen und ihren Urhebern regen Anteil, bestärkt sie, preist Gott über die Erfolge. Hier hat sich Sailer in dem einen oder anderen Fall ohne Zweifel getäuscht. So schreibt er zum Beispiel von einer gewissen Therese, sie sei ein lebendiger Gottestempel, er könne nie an sie denken, ohne vor sich selbst zu erröten, sie habe mehr Menschen zur tiefen Selbsterkenntnis und zum geheimen Umgange mit Gott gebracht als manche Pfarrer (Brief 200); später muß er sehen, daß sie die Gefährtin des abgefallenen Pfarrers Langenmeyer wurde, auf den er so große Stücke gehalten hatte. Indes offenbart gerade der Briefwechsel mit Goßner und Langenmeyer, daß Sailer das mystische Gefühl nur dann frei von Gefahr wußte, wenn es im Bereich der sichtbaren Kirche blieb. Das Lehramt der Kirche, der Gehorsam gegenüber der geistlichen Obrigkeit (selbst wenn sie nicht frei von Fehlern ist), die Sakramente sind es, die vor den Irrungen des Subjektivismus und Untergang bewahren. Es war ihm ein großer Seelenschmerz, daß seine innigsten Mahnungen und Beschwörungen die beiden Männer und ihren Anhang nicht retten konnten (Brief 155, 378, 401, 405 u. a.).

Glücklicher war Sailer mit seinem Schüler Martin Boos; er wurde auf Grund von mystischen Anklagen aus den Diözesen Augsburg und Linz verwiesen, fand aber schließlich durch seines Lehrers Fürsprache im Bistum Trier Unterkommen, wo er nach segensreicher Wirksamkeit im Frieden starb. Sailer war stets von seiner Unschuld überzeugt, wenn er auch Boos ob seiner Unvorsichtigkeit öfters tadeln mußte. Für Boos stand er vor allem ein, als er in Österreich angeklagt wurde. Gerade der Briefwechsel mit ihm, beziehungsweise zu seinen Gunsten offenbart uns, wie die Verbindung mit der Kirche, zumal auch der äußeren sichtbaren Kirche, die für den Gläubigen ebenfalls Geist ist, Sailer wesentlich war. Er sah auch klar die Gefahren, die eine innerliche und gemütsreiche Frömmigkeit für Priester und Gläubige mit sich bringen kann, und bringt (Vgl. Briefe 65, 354, 358, 360—363, 366, 367, 371, 377, 385, 392, 397, 410, 413 u. a.).

Wenn auch Sailer aus solchen Beziehungen vielfache Verfolgung zu erdulden hatte, so zeigte sich doch bei dieser Gelegenheit auch, daß wichtige Kirchenmänner der damaligen Zeit wie der Domkapitular Helfferich und Franz Sebastian Job, Beichtvater der Kaiserin Karoline Augusta, für ihn Partei ergriffen und die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen halfen, die man wider seine Erhebung zum Bischof erhob.

Sailers Frömmigkeitsform erwuchs zweifellos jener dem Pietismus verpflichteten Zeit. Der innere Geist, der sich im Herzen Gott nahe weiß, wird von ihm über alles geschätzt. „Wir stehen immer unter dem Zepter unsichtbarer Kräfte“ (Brief 100). „Der Innigkeitsakt ist der köstlichste“ (Brief 232). Er hält sich aber fern von allem passiven Quietismus (Brief 381). Mag er in seiner Wortwahl den Pietisten oder selbst den Lichtfreunden oft gleich sein, so unterscheidet er sich von ihnen, außer im Festhalten an der Überlieferung und der äußeren Ordnung der Kirche, vor allem durch die Betonung von Selbstüberwindung und Abtötung. Der Glaube an die allordnende Mutter Vorsehung, das herzliche Hinwallen des Pilgers zum Herzen Christus, die Notwendigkeit der Selbstverleugnung, die Kraft des Gebetes nannte er die vier Kardinalpunkte des Christentums (Brief 10). Immer bleibt er der Prediger der Demut, der sich selbst erniedrigt und unterordnet. Nicht blind für die Schäden und Mißbräuche der Kirche, hält er treu zu ihr als dem Unterpand seines Heiles. „Das ungetrübte Ansehen der geistlichen Behörden ist zur Aufrechterhaltung der Religion von entschiedenem Gewichte und war mir in meiner eigenen Lebensgeschichte von jeher so wichtig, daß ich lieber schweigen und mich unverteidigt lassen, als auf mein Ordinariat einen Schatten werfen wollte, welcher im Falle der Verteidigung unvermeidlich gewesen wäre“ (Brief 397).

Die leidensvollen Erfahrungen, zu denen Sailer zweifellos, ohne daß man von Verirrungen sprechen könnte, auch Anlaß gegeben hatte, reiften ihn zur inneren Abgeklärtheit und Ausgeglichenheit, die ihn so verehrungswürdig machten und so viele bei ihm Rat suchen ließ. Ein Ringseis, Kronprinz und König Ludwig I. von Bayern, Clemens Brentano, bei dessen Wendung zum Glauben seiner Kindheit er eine ausschlaggebende Rolle spielte (Brief 391), Friedrich Karl von Savigny und so manche andere verehrten in ihm einen wahren Priester des Herrn. Er begleitete geistig alle ihre Lebensschicksale, ihre Freuden und Leiden. Wenn auch das „Männliche“ seines Leitsatzes (Brief 160) nicht das Hervorstechende war, so scheute er sich doch nicht, auch Hochgestellten die Wahrheit zu sagen. Als wäre er ein Prophet, schrieb er zum Beispiel an Kronprinz Ludwig: „Damit nun diese lichten Erwartungen weder durch das politische Leben, noch durch das Privatleben Eurer Majestät (denn auch das Privatleben der Fürsten ist oder wird ein öffentliches) getrübt, noch weniger verdunkelt werden mögen, dazu bedürfen Allerhöchst Selbe täglich eines neuen Zuflusses höherer Weisheit und einer nie ruhenden Selbstbeherrschung, die das Herz der Könige für den Einfluß des göttlichen Lichtes öffnet und offen hält, die alle Schritte des Königs abmißt, alle Worte wiegt“ (Brief 498).

Das Bild Sailers wäre unvollendet, wenn man die seelsorgerliche Klugheit, die Weisheit und Entschiedenheit seiner Seelenführung unerwähnt ließe. Was er jungen Theologen schrieb, wie er den Bedenklichkeiten seines Schülers und späteren Freundes Christoph von Schmid ein Ende machte,

offenbart ein ungewöhnliches Maß natürlicher Unterscheidungs-gabe und vom Heiligen Geist geleiteter religiöser Gesinnung (Brief 4, 36, 37, 39, 43, 54, 56, 202 usw.).

Sailer war aller „Ultra“gesinnung von links oder rechts (Brief 490) abgeneigt. In der Mitte der Frömmigkeit wollte er stehen und alle seine Kräfte für die Vertiefung und Erneuerung des Glaubenslebens einsetzen, als Ausbilder von Priestern, später als Leiter einer Diözese, als Seelenfreund und Seelenführer. So wurde er eine der stärksten Kräfte seines katholischen Heimatlandes, zu dessen Gunsten er alle Rufe an auswärtige Universitäten und auf den Erzstuhl von Köln ausschlug. Als Lehrer der Pastoral- und der Seelenkunde hat er auch dem heutigen Menschen viel zu sagen. Die Innigkeit seiner Frömmigkeit wird noch in der Gegenwart den Leser seiner Briefe und Schriften ansprechen.

Seine Grenzen sind jedoch nicht zu übersehen. Er hat zur Überwindung eines flachen Rationalismus beigetragen. Daß er in Nebenfragen, wie zum Beispiel in seinen Anschauungen vom Recht des Staates in geistlichen Dingen, irrte, fällt nicht ins Gewicht. Aber schon zu Ende seines Lebens erwies sich seine Art als zu wenig kraftvoll. Darum ging die folgende Generation der Katholiken, zum Teil seine Schüler, über ihn hinweg, vielleicht zu Unrecht. Aber recht hatten sie darin, in ihm nicht schlechthin ein Vorbild zu sehen. Wir Deutschen dürfen indes nicht vergessen, was wir dem „milden“ Sailer verdanken. Ob jedoch eine „Sailerrenaissance“ wirklich erneuernde Kraft haben wird, ist eine Frage.

Krieg, Wehrwille und Kriegsdienstverweigerung

Von MAX PRIBILLA S. J.

In einer Zeit, da die ganze Welt von der Frage nach der Verhütung des dritten Weltkrieges bedrängt wird, nimmt man nur mit gelindem Schauer ein dickes Buch von 1165 Seiten zur Hand, das in großen Lettern die Überschrift „Vom Kriege“ trägt und ausschließlich Anweisungen zur richtigen Führung des Krieges enthält. Aber zur Beruhigung sei gleich beigelegt, daß es sich hier nicht um einen tückischen Anschlag gegen den Weltfrieden handelt, sondern um die wissenschaftliche Gesamtausgabe eines schon längst berühmten Werkes über den Krieg, das zuerst 1832/34 als (unvollendetes) Werk des preußischen Generals Carl von Clausewitz (1780—1831) erschienen ist. Der Dozent an der Universität Münster/Westf., *Dr. Werner Hahlweg*, hat sich der mühsamen Aufgabe unterzogen, den Urtext dieses Werkes genau wiederherzustellen und mit einer historisch-kritischen Würdigung zu versehen.¹ Das Ergebnis seines erstaunlichen Spürsinns und Bienenfleißes

¹ Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. 16. Auflage von *Dr. Werner Hahlweg*. Bonn 1952, Ferd. Dümmler. Drei Teile in einem Band mit Titelbild und 5 Tafeln. Gln. DM 29,60.